

# «Viele hätten lieber mehr Freizeit»

Ausgerechnet ein Ökonom postuliert in seinem neuen Buch, dass mehr Geld nicht glücklicher macht. Im Gegenteil: Mathias Binswanger erklärt, warum unsere Gesellschaft das Glück bisweilen geradezu verhindert.

Mit Mathias Binswanger sprach Stefan Schmid

Herr Binswanger, Sie schreiben, dass mehr Geld und Wohlstand nicht glücklicher machen. Ich behaupte, dass viele Schweizer sicher nicht traurig wären, wenn sie im nächsten Jahr ein paar Franken mehr in der Lohntüte hätten. Mathias Binswanger: Man muss hier verschiedene Punkte unterscheiden: Zum einen ist es entscheidend, ob man von einem armen oder reichen Land spricht. Dass mehr Einkommen nicht glücklicher macht, gilt natürlich nur in reichen Ländern, in denen die grundlegenden Bedürfnisse gedeckt sind. Zum andern gilt es zu unterscheiden, ob das Glück von einzelnen Personen oder das Glück der ganzen Gesellschaft gemeint ist.

Wenn jeder Einzelne glücklicher wird, ist dann nicht auch die Gesellschaft als Ganzes glücklicher?

Binswanger: Es wird eben nicht jeder Einzelne glücklicher. Im Einzelfall wird man in der Schweiz zwar feststellen, dass die Reichen glücklicher sind als die Armen. Wird aber das Glück der ganzen Schweizer Bevölkerung im Laufe der Zeit betrachtet, so gilt: Obwohl die Schweizer insgesamt immer reicher geworden sind, sind die Menschen heute im Durchschnitt nicht glücklicher als früher.

Warum ist das so?

Binswanger: Das hat damit zu tun, dass der Mensch meistens relativ denkt und nicht absolut. Das heisst, er will mehr haben als der andere; was aber nicht für alle funktioniert. Schliesslich können nicht alle mehr haben als alle anderen – insgesamt ist dies ein Nullsummenspiel. Es ist wie bei einem Fussballspiel auf den Sitzplatz-Zuschauerrängen: Steht einer auf, weil er das Geschehen auf dem Platz nicht gut verfolgen kann, so wird er kurzfristig den besseren Blick haben als alle anderen. Aber nicht lange: Entweder wird er gezwungen, wieder abzusetzen, oder alle anderen stehen auch auf. Am Schluss ist der Vorteil des Aufstehens verschwunden, und ähnlich ist es auch beim Einkommen. Wenn alle auf einem höheren Niveau sind, sind wieder die unzufriedenen, die relativ ärmer sind.

«Die Wahl wird zur Qual.»

Unsere Wirtschaft lebt aber davon, dass der Einzelne seine wirtschaftliche Situation ständig verbessern will.

Binswanger: Die Wirtschaft fördert dies sogar – etwa durch die Werbung oder die Medien. Schliesslich sind in einem Land mit einem hohen Wohlstandsniveau die absoluten Bedürfnisse wie Nahrung und Wohnung usw. gedeckt. Unersättlich sind aber die relativen Bedürfnisse, also dass man den höheren Status erreicht als andere. Alle Produkte, die diesem Zweck dienen, können immer wieder von Neuem verkauft werden. Der Markt für Autos wäre zum Beispiel viel kleiner, wenn von den Konzernen nicht ständig neue Modelle als Statussymbole entwickelt würden – mit denen sich die Käufer dann von den anderen abheben können.

Was ist denn schlecht daran, ein moderneres Auto zu kaufen?

Binswanger: Das Schlechte daran ist, dass wir dadurch insgesamt nicht



«Es ist schwierig, den Treitmühlen zu entkommen»: Für Mathias Binswanger ist der richtige Mix zwischen Geld und Zeit der Schlüssel zum Glück.

Bild Nicola Pitaro

glücklicher, sondern gestresster werden. Viele Menschen hätten eigentlich lieber mehr Freizeit, um Dinge zu tun, die ihnen wirklich Freude machen – das geht aber wegen diesen von der Wirtschaft auch stets geförderten Treitmühlen nicht. Es ist schwierig, diesen zu entkommen.

Können Sie die Funktionsweise dieser Treitmühlen etwas genauer erklären?

Binswanger: Man kann vier Treitmühlen unterscheiden: Die erste ist die bereits angesprochene Status-Treitmühle: Der Mensch will sich mit dem Besitz von Gütern von seinen Mitmenschen abheben. Er hat das Gefühl, dass er mit dem Besitz von Statusgütern glücklicher wird. Doch dieses Glück währt meist nicht lange. Solche Statusgüter werden erstens dadurch entwertet, dass sich diese mit steigendem Wohlstand immer mehr Menschen leisten können, und zweitens durch stets wieder neu auf den Markt kommende neue Statusgüter. Man muss sich also ständig abrackern, um nur den Status quo halten zu können, und so steigt das Glück schlussendlich nicht an. Die zweite Treitmühle ist die Anspruchs-Treitmühle, die sich aus der Differenz zwischen den eigenen Ansprüchen und dem tatsächlichen Besitz ergibt.

Ein Beispiel, bitte.

Binswanger: Jemand kauft ein neues, schönes Haus, dann ist er zuerst sicher glücklich. Man gewöhnt sich aber relativ schnell daran, und nach kurzer Zeit empfindet man den Zustand als normal. Dann muss wieder etwas Nächstes kommen; etwas, das die eigenen Ansprüche wieder übersteigt. Untersucht wurde dieser Effekt zum Beispiel bei Lottogewinnern. Resultat: Ein Jahr nach dem Lottogewinn waren sie – wegen der gestiegenen Ansprüche – ungefähr gleich glücklich respektive unglücklich wie vor dem grossen Gewinn.

Welches ist die dritte Treitmühle?

Binswanger: die Multioptions-Treitmühle. Hier hat man das Gefühl, dass man durch die grössere Auswahl an Produkten und Dienstleistungen glücklicher wird. Ein typisches Beispiel hierfür ist das Fernsehen, bei dem man ursprünglich ja nur einen Sender hatte. Mit der Zeit wuchs aber die Auswahl an Programmen, und heute sind wir so weit, dass wir ob der Flut an Sendern kaum mehr eine vernünftige Auswahl treffen können.

Würde man sich über alle Sendungen informieren, müsste man einen Grossteil der Freizeit dafür opfern. Also ignoriert man entweder einen Grossteil der Sendungen, oder man zapft wahllos herum. Auch hier zeigen Forschungen, dass die Leute zufriedener sind, wenn sie weniger Auswahlmöglichkeiten haben. Andernfalls wird die Wahl zur Qual.

«Das ist eine Gratwanderung.»

Und die letzte Treitmühle?

Binswanger: Das ist das Gefühl, man könne mit innovativen Produkten ständig Zeit sparen – und so unattraktive Tätigkeiten im Leben reduzieren. Ein typisches Beispiel ist der Transport: Wir kommen heute zwar immer Zeit sparender von A nach B; aber gleichzeitig reisen wir immer weiter und immer mehr. So ist auch die Distanz zwischen Arbeits- und Wohnort im Lauf der Jahre stetig grösser geworden, je schneller die Transportmittel wurden. Man schafft es also gar nicht, diese Zeit zu sparen. Dasselbe gilt für E-Mails: Diese sind zwar auf den ersten Blick im Vergleich zu Briefen Zeit sparend, aber man schreibt heutzutage einfach mehr Mails. Fazit aller vier Treitmühlen: Trotz steigendem Wohlstand werden die Menschen nicht glücklicher; sie werden aller-

dings auch nicht unglücklicher – die Zunahme des Wohlstands hat ab einem gewissen Niveau schlicht keinen Einfluss mehr aufs Glück.

Wenn man Ihnen zuhört, bekommt man den Eindruck, dass in der modernen Wirtschaft einiges schief läuft.

Binswanger: Die Wirtschaftslehre hat nie behauptet, dass es das Ziel ist, möglichst viel Geld zu verdienen. Es geht vielmehr um die so genannte Nutzenmaximierung – also dass man das macht, was für einen am besten ist. Dieser Nutzen kann aber nicht quantifiziert und verglichen werden, weshalb Wirtschaft und Politik mit dem blutleeren Nutzenbegriff nie viel anfangen konnten. Daher hat man ihn einfach durch Wachstum ersetzt – und stillschweigend angenommen, dass die Menschen mit immer mehr Gütern und Dienstleistungen auch einen immer höheren Nutzen erreichen. So ist in der Wirtschaft heute auch nie vom Glück der Menschen, sondern immer von Wachstum die Rede. Ein hohes Einkommen ist aber nur die erste Stufe zu Glück und Zufriedenheit. Die zweite Stufe besteht darin, dieses Einkommen in mehr Glück oder Zufriedenheit umzusetzen – also braucht es unter dem Strich einen optimalen Mix von Geld und Zeit. Das heisst, Menschen, die nur aufs Geld schauen und möglichst viel verdienen wollen, verhalten sich im Prinzip unökonomisch und verschwenden oftmals eine andere wertvolle Ressource: die Zeit.

Was sind denn Ihre Lösungsansätze?

Binswanger: Für mich gibt es verschiedene Ansätze. Einer davon lautet: «Beschränkung der Spitzensaläre statt mehr staatliche Umverteilung.» Es geht dabei um die Eindämmung von besonders schädlichem Statuswettbewerb. In einem liberalen Staat kann man den Statuswettbewerb natürlich nicht grundsätzlich verbieten. Der Staat kann aber auf das Einkommen der einzelnen Menschen Einfluss nehmen und darauf achten, dass die Einkommensungleichheit nicht allzu gross wird. Das macht man natürlich bereits über die progressive Einkommensbesteuerung. Allerdings kann man auch hier nicht zu weit gehen. Es gibt nämlich zwei unterschiedliche Gesichtspunkte: Zum einen haben es die Menschen nicht gern, wenn die Einkommensunterschiede zu gross werden: Sie sind also nicht gerne kleine Frösche in einem grossen Teich.

Zum andern schätzen sie es aber auch nicht, wenn man ihnen die Möglichkeit nimmt, selber grosse Frösche zu werden. Das Ganze ist eine Gratwanderung.

Wie problematisch sind denn die millionenschweren Managerlöhne?

Binswanger: Wenn es offensichtlich ungerechtfertigt ist, dass einzelne Manager ein Vielfaches mehr verdienen als normale Arbeiter, dann kommt Neid auf, und dies strahlt auf die ganze Gesellschaft aus. Darum müssen solche Exzesse via Corporate Governance der Unternehmen unterbunden werden. Das meine ich mit «Beschränkung der Spitzensaläre».

«Es ist immer vom Wachstum die Rede.»

Sie schreiben auch, dass man nicht immer nach dem Besten suchen soll.

Binswanger: Das hängt wieder mit der Multioptionsgesellschaft zusammen. Es ist heute völlig unmöglich, dass man sein Leben in sämtlichen Bereichen optimiert. Das heisst, wenn man sich zum Beispiel darum kümmert, dass man sein Geld optimal bei der Bank anlegt und bei der optimalen Krankenkasse versichert ist, dann bleibt kaum noch Zeit, sich auch noch um das ideale Telefonabonnement zu kümmern. Zwangsläufig bezahlt man die optimalen Entscheide in den einen Gebieten mit suboptimalen Entscheidungen in anderen Gebieten. Unsinnig ist es aber zum Beispiel, wenn eine Frau das Gemüse immer beim billigsten Detailhändler kauft, gleichzeitig aber über Jahre eine unglückliche Ehe aussticht. Man sollte also die Entscheidungen angehen, die tatsächlich zum Glück beitragen. Bei vielen Entscheidungen lohnt es sich nämlich gar nicht zu optimieren: Es ist ja nicht so wichtig, immer den günstigsten Telefonanbieter oder die optimale Krankenkasse zu haben, weil sonst die Entscheide vernachlässigt werden, die wirklich wichtig wären.

Mathias Binswanger: «Die Treitmühlen des Glücks – Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher. Was können wir tun?» Herder Spektrum Verlag, 224 Seiten, 18.10 Franken. ISBN 3-451-05809-X.

## Ein Forscher in Sachen Glück

Der 43-jährige Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen. Zu diesem Thema erscheint sein Buch «Die Treitmühlen des Glücks». Binswanger schreibt in regelmässigen Abständen Beiträge zum Thema Wirtschaft für die «Weltwoche» sowie fürs «Cash». (sid)